



**„DU HAST IHN ALS
HERRSCHER EINGESETZT
ÜBER DIE WERKE
DEINER HÄNDE“**

Zusammenkunft von jungen Erwachsenen von CL

Assisi, 23.-26. März 2023

„Du hast ihn als Herrscher
eingesetzt über die Werke
deiner Hände“

Zusammenkunft von jungen Erwachsenen von CL

Assisi, 23.-26. März 2023

Freitag, 24. März

LEKTION

Pater Paolo Prosperi

1. Auf dem Weg zur Freiheit

Jedes Jahr in der Fastenzeit lädt uns die Kirche ein, unseren Blick auf die große Erzählung des Exodus zu richten des Auszugs Israels aus der Sklaverei in Ägypten in das gelobte Land, das Land der Freiheit, das nicht Amerika ist – von dem in dem Lied, das ich euch nicht ohne Grund hören lassen wollte, die Rede ist¹ –, sondern das Land Kanaan, in dem „Milch und Honig fließen“.

Wir können uns zu Recht fragen: Warum? Wenn wir bereits „von dem Joch alles Bösen enthoben“ sind, wie es in einem Hymnus der Fastenzeit heißt, den vielen von euch bekannt ist, warum brauchen wir dann immer wieder einen neuen Exodus? Sind wir frei oder sind wir nicht frei? Jeder von uns weiß es und kann für sich selbst antworten: teils ja, teils nein. Und das aus vielen Gründen. Ein Grund ist die Tatsache, dass es nicht nur ein *Ägypten* gibt, sondern viele, die uns gefangen halten. Es gibt viele Formen der Sklaverei in unserem Leben, und vor allem entstehen ständig neue, da sich die Umstände und die Mentalität ändern, die das Umfeld beherrschen, in dem wir leben. Es herrscht heute eine Mentalität, die, wie das Seminar der Gemeinschaft eindringlich betont, unweigerlich eine verführerische Macht auf uns ausübt, ob wir uns dessen bewusst sind oder nicht.

¹ The Bay Ridge Band, *New Creation*, aus der CD *Spirituals and songs from the Stoop*, 1999, © Euro Company.

Jede Zeit, jeder historische Moment hat sein „unsichtbares Ägypten“. Das heißt, die Umwelt ist von einer bestimmten herrschenden Ideologie geprägt, von einer bestimmten Mentalität, die die Gesellschaft beherrscht und für den Christen zu einer Herausforderung wird, d.h. zu einer Versuchung, zu einer Prüfung, und gerade deshalb gleichzeitig zu einer Chance der Reifung und Bereicherung. Die Versuchung ist für den Christen eine Herausforderung, eine Prüfung, und gerade deshalb gleichzeitig eine *Gelegenheit* zur Reifung und Bereicherung. Denn die Versuchung, wenn sie durchgemacht und mit dem Schwert der Unterscheidung besiegt wird, um einen von Papst Franziskus geliebten Begriff zu verwenden, macht uns bewusster und stärker und daher paradoxerweise bereichert uns:

Es ist unmöglich, in einem allgemeinen gesellschaftlichen Kontext zu leben, ohne von ihm beeinflusst zu werden [...]. Denn auch wir sind Kinder dieser historischen Wirklichkeit, die das Menschsein darstellt. Auch wir müssen durch alle Beschwerlichkeiten, Versuchungen und bitteren Folgen hindurchgehen und dabei die Hoffnung aufrechterhalten, die das Leben des Lebens ist.²

Fragen wir uns also: Was ist heute das Ägypten, in dem wir alle mehr oder weniger leben und dessen Luft wir atmen, möge es uns gefallen oder nicht? Wir könnten viele Dinge nennen. Ich möchte mit euch heute vor allem auf ein besonderes Merkmal dieses neuen „Ägyptens“ eingehen, in Anlehnung an ein Büchlein eines interessanten koreanischen Philosophen, Byung Chul Han, das mir ein Freund kürzlich empfohlen hat. Der Titel des Buches lautet *Müdigkeitsgesellschaft*, und ich empfehle vor allem den Fans von Vasco Rossi diese Lektüre, da Han (*relata refero!*) einer seiner Referenzdenker ist. Lasst uns also beginnen!

² L. GIUSSANI, *Sein Leben hingeben für das Werk eines Anderen*, EOS-Verlag, Sankt Ottilien 2022, S. 92-93.

2. Eine neue (und doch alte?) Sklaverei: die Leistungsgesellschaft

Eine der Szenen, die ich im Buch Exodus immer am ergreifendsten fand, steht gleich am Anfang, wo der Autor der heiligen Schrift mit zwei knappen Sätzen das Leiden der Kinder Israels in Ägypten beschreibt, die gezwungen waren, wie Lasttiere unter den Peitschen ihrer Peiniger zu arbeiten, um die Städte des Pharaos zu bauen. Ich erinnere mich, dass mich als Kind jedes Mal, wenn ich den alten Film „Die Zehn Gebote“ von Cecile De Mille im Fernsehen sah, der erste Teil am meisten bewegte, wo man ganz am Anfang diese riesige Menge von Menschen sieht, darunter alte Leute und Kinder, die wie Tiere auf den Pyramidenbaustellen arbeiten. Ich war ein Kind, aber wer weiß, warum, als ich diese Menschen sah, die wie Maultiere ausgepeitscht wurden, war ich zu Tränen gerührt, als ob mein Herz gespürt hätte, dass es in diesen Szenen etwas gab, das mich sehr betraf, auch wenn ich nicht sagen konnte, was es war:

Da setzte man Fronvögte über es ein, um es durch schwere Arbeit unter Druck zu setzen. Es musste für den Pharao die Städte Pitom und Ramses als Vorratslager bauen. [...] Die Ägypter gingen hart gegen die Israeliten vor und machten sie zu Sklaven. Sie machten ihnen das Leben schwer durch harte Arbeit mit Lehm und Ziegeln und durch alle möglichen Arbeiten auf den Feldern. So wurden die Israeliten zu harter Sklavenarbeit gezwungen(Ex 1:11- 14)

Ich denke, wir sind uns alle einig, dass diese Art der Sklaverei in unserer heutigen Gesellschaft nicht mehr vorherrschend ist. Wenn der Marxismus gescheitert ist, zumindest in seiner klassischen Version, dann gerade deshalb, weil die Knecht-Herr-Dialektik, Unterdrückter-Unterdrücker, die Realität der neoliberalen Gesellschaft, in der wir heute leben, nicht mehr zu beschreiben scheint. Der durchschnittliche Italiener – besser noch: der durchschnittliche westliche Bürger – konnte sich in der Regel mehr oder weniger sein Studienfach frei wählen (ich denke, das könnt ihr fast alle behaupten) und oft auch seine Arbeit (natürlich nicht immer). Wenn man sich anstrengt, erhält man Auszeichnungen, macht Karriere und

verdient vor allem viel Geld. Diejenigen unter uns, die am meisten Glück haben, arbeiten in einem Beruf, den sie lieben, und können ihn wechseln, wenn er ihnen nicht gefällt, oder sie finden einen anderen, der sie mehr reizt. Ist die Sklaverei also überholt? Ist also die Zeit gekommen, in der der Mensch endlich „von der Arbeit seiner Hände leben und ihre Früchte genießen“ kann, wie es im Psalm heißt (vgl. Ps 128,2)? Die Antwort lautet laut unserem Philosophen: Nein. Die materielle Sklaverei wurde von einer anderen abgelöst, die schwerer zu fassen ist und die paradoxer ist, aber nicht weniger verheerend. Welche Sklaverei? In einem Satz, den wir aber erläutern werden: die Sklaverei der Leistung, oder, um den englischen Begriff zu verwenden (wie es sich gehört!), der *Performance*.

Ein Teil der berühmten Epochenwende, die wir gerade erleben, besteht vielleicht genau darin: in der Tatsache, dass wir – wie Han es ausdrückt – von der Disziplinargesellschaft, die aus Verpflichtungen, Pflichten und Verboten besteht, die von der etablierten Ordnung (verkörpert durch Familie, Kirche, Staat usw.) auferlegt wurden, zur *Leistungsgesellschaft* übergegangen sind, in der es theoretisch keine Verpflichtungen, keine Pflichten mehr gibt, außer die, sich selbst zu „fördern“ und „emporzusteigen“, was im Wesentlichen bedeutet: Geld zu verdienen und sich gesellschaftlich zu behaupten, sich als jemand zu erweisen, der „einen Unterschied ausmachen kann“. „You are the difference you make in the world“, war das große Mantra, das überall ertönte, als ich in den USA war: „Du existierst, du bist jemand in dem Maße, in dem du einen Unterschied ausmachst“. Es spielt keine Rolle, in welchem Bereich. Es zählt nur, dass du es schaffst.

Die Gesellschaft des 21. Jahrhunderts ist nicht mehr die Disziplinargesellschaft, sondern eine Leistungsgesellschaft. Auch ihre Bewohner heißen nicht mehr „Gehorsamssubjekt“, sondern Leistungssubjekt. Sie sind Unternehmer ihrer selbst.³

³ BYUNG CHUL HAN, *Müdigkeitsgesellschaft Burnoutgesellschaft Hoch-Zeit*, Matthias & Seitz, Berlin 2016, S. 15.

Man kann also verstehen, warum ich von *paradoxe* Sklaverei gesprochen habe. Paradox ist das, was widersprüchlich zu sein scheint, sich aber unter dem Strich als der Realität entsprechend herausstellt. In unserem Fall: Wenn wir an einen Sklaven denken, denken wir an einen Menschen, der einem anderen Menschen so weit unterworfen ist, dass dieser andere (der Herr) ihn dazu bringen kann, das zu tun, was er will, das heißt, er kann ihn ausbeuten. In der Leistungsgesellschaft aber – so argumentiert unser koreanischer Philosoph – geschieht etwas anderes, eben etwas „Paradoxes“. Es geschieht nämlich, dass hier der Unternehmer und der Arbeiter, der Ausbeuter und der Ausgebeutete ein und dieselbe Person geworden sind. Du bist es, der sich selbst ausbeutet, in dem Sinne, dass man sich nicht mehr ausbeutet, um einem anderen zu gefallen, sondern um dem eigenen Bedürfnis nachzugehen, sich als leistungsfähig, gut, „großartig“ zu fühlen (kurz gesagt). Und das ist in gewissem Sinne eine Sklaverei, die noch schlimmer ist als die äußere Sklaverei des Dieners oder des Proletariats:

*„Du kannst“ übt sogar mehr Zwang aus als „Du sollst“. **Der Selbstzwang ist fataler als der Fremdzwang, weil kein Widerstand gegen sich selbst möglich ist.** Das neoliberale Regime verbirgt seine Zwangsstruktur hinter der scheinbaren Freiheit des einzelnen Individuums, das sich nicht mehr als unterworfenen Subjekt (subject to), sondern als entwerfendes Projekt begreift. [Du bist, was du aus dir machst, lautet das berühmte Ideal des Selfmademans]. Darin besteht seine List.⁴*

Wir befinden uns somit in einer paradoxen Situation. – fügt Chul Han hinzu – Die Freiheit ist eigentlich die Gegenfigur des Zwanges. Frei sein heißt frei von Zwängen sein. Nun erzeugt diese Freiheit, die das Gegenteil des Zwanges zu sein hat, selbst Zwänge. Die psychischen Erkrankungen wie Depression oder Burnout sind der Ausdruck einer tiefen Krise der Freiheit. [eben jener Freiheit, die der höchste Wert

⁴ BYUNG CHUL HAN, *Agonie des Eros*, Matthias & Seitz, Berlin 2016, S. 13.

unserer Gesellschaft zu sein scheint – so Han –, jene Freiheit, der Amerikas ikonische Statue geweiht ist, ist in Wirklichkeit einer der Werte, die heute am meisten in der Krise steckt], *Sie sind ein pathologisches Zeichen, dass heute die Freiheit vielfach in Zwang umschlägt.*⁵

Ich möchte diese scharfsinnigen Zeilen kommentieren, indem ich zwei Punkte hervorhebe. Erstens: das Subjekt der Leistung, das kein Sklave von jemandem zu sein scheint⁶, ist in Wirklichkeit ein Sklave, denn es lebt eine Beziehung zu seiner eigenen Arbeit und ganz allgemein zu seinen eigenen Handlungen⁷, die derjenigen des Sklaven ganz ähnlich ist. Der Sklave lebt *in Angst und Furcht, Fehler zu machen*, weil er weiß, dass er ausgepeitscht wird, wenn er einen Fehler macht, wenn er nicht alles tut, was von ihm erwartet wird. Das *Leistungssubjekt* hat keine Angst vor der Peitsche der anderen, sondern vor derjenigen seines eigenen „Ichs“ (oder eher seines „Über-Ego“), das ihm sagt, dass er nichts wert ist, wenn er nicht erfolgreich ist.

Nochmals: Dem Sklaven macht die Arbeit keinen Spaß, weil er in der Regel demütigende, wenn nicht gar aufreibende Tätigkeiten ausführt. Für das Leistungssubjekt gilt dem Anschein nach das Gegenteil. Es übt Tätigkeiten aus, die ihm Prestige und Genugtuung verschaffen sollen. Da er jedoch von der Besorgnis um das Ergebnis besessen ist, ist er ironischerweise nicht in der Lage, das zu genießen, was er tut, auch wenn er einen Beruf ausübt, der an sich ihm Spaß machen würde. Das Ich „verfängt sich aber in einem

⁵ BYUNG CHUL HAN, *Müdigkeitsgesellschaft*, a.a.O., S. 72.

⁶ „Der Wegfall der Herrschaftsinstanz führt nicht zur Freiheit. Er lässt vielmehr Freiheit und Zwang zusammenfallen. [...] Der Exzess der Arbeit und Leistung verschärft sich zu einer Selbstausbeutung. Diese ist effizienter als die Fremdausbeutung, denn sie geht mit dem Gefühl der Freiheit einher. Der Ausbeutende ist gleichzeitig der Ausgebeutete. Täter und Opfer sind nicht mehr unterscheidbar. [...] Die psychischen Erkrankungen der Leistungsgesellschaft sind gerade die pathologischen Manifestationen dieser paradoxen Freiheit.“ (BYUNG CHUL HAN, *Müdigkeitsgesellschaft*, a.a.O., S. 19).

⁷ Ich möchte darauf hinweisen, dass die Haltung, die das Leistungssubjekt in Bezug auf die als Beruf verstandene Arbeit lebt, dazu neigt, zu einer totalisierenden geistigen und psychologischen Haltung zu werden (oder umgekehrt), die alle Bereiche erfasst – das moralische Leben, die Familienbeziehungen, das Sexualleben, die sozialen Beziehungen usw. Siehe in diesem Zusammenhang. BYUNG CHUL HAN, *Agonie des Eros*, a.a.O.

unerreichbaren Ideal-Ich“⁸ und wird am Ende von der Arbeit genauso zermürbt wie der Sklave.⁹ Daher, so der koreanische Philosoph,¹⁰ verbreiten sich *Depression und Burnout*:

Die Klage des depressiven Individuums „Nichts ist möglich“ ist nur in einer Gesellschaft möglich, die glaubt, Nichts ist unmöglich. „Nicht-Mehr-Können-Können“ führt zu einem destruktiven Selbstvorwurf und zur Autoaggression. [...]“¹¹. Die Leistungsgesellschaft ist eine Gesellschaft der Selbstausschöpfung. Das Leistungssubjekt beutet sich selbst aus, bis es ganz ausbrennt (Burnout). Es entwickelt sich dabei eine Autoaggressivität, die sich nicht selten zur Selbsttötung verschärft.¹²

Ein tragisches Beispiel aus jüngster Zeit, dass die Scharfsinnigkeit dieser Diagnose verdeutlicht, ist noch immer vor unseren Augen und in unseren Herzen. Wie kann man nicht an das arme 19-jährige Mädchen denken, das sich auf den Toiletten der IULM [*International University of Languages and Media*, Mailand] das Leben nahm, weil es sich als Versagerin fühlte. Natürlich ist es immer falsch und einschränkend, eine Tragödie durch den sozialen oder kulturellen Kontext zu erklären. Jede menschliche Geschichte ist ein einzigartiges und unwiederholbares Geheimnis, in deren Abgründe nur Gottes Blick wirklich vordringt. Es stellt sich jedoch die Frage: Wie ist es möglich, sich mit *nur 19 Jahren* als Versager zu fühlen, wenn man sein ganzes Leben noch vor sich hat? Es ist möglich – würde ich sagen – wenn man in einem Umfeld lebt, in dem man von morgens bis abends mit einer einzigen, eindringlichen Botschaft bombardiert wird: Du bist deine *Leistung*.

⁸ BYUNG CHUL HAN, *Müdigkeitsgesellschaft*, a.a.O., S. 63.

⁹ Im marxistischen Jargon würde man sagen, dass das Subjekt der Performance nicht weniger *entfremdet* ist als der Arbeiter des 19. Jahrhunderts, denn auch er neigt dazu, den Wert seiner eigenen Person mit dem Produkt seines Tuns zu identifizieren.

¹⁰ Es ist erwähnenswert, dass Südkorea, wenn ich mich nicht irre, das Land mit den meisten Arbeitsstunden pro Kopf in der Welt ist (oder mit den meisten).

¹¹ BYUNG CHUL HAN, *Müdigkeitsgesellschaft*, a.a.O., S. 19.

¹² BYUNG CHUL HAN, *Müdigkeitsgesellschaft*, a.a.O., S. 63.

Zweite Bemerkung: Wenn Han von der Gerissenheit des neoliberalen Regimes spricht, muss man an die Gerissenheit schlechthin denken, die alte Schlange (Gen 3,1 ff.; Offb 12,9), den „Pharao der Pharaonen“. In der Tat scheint der (Neo-)Liberalismus besser als jede andere Ideologie, die ihm vorausgegangen ist, den Traum eines jeden denkwürdigen Pharaos zu verwirklichen, nämlich Sklaven zu haben, die nicht wissen, dass sie Sklaven sind, und deshalb mehr versklavt sind. Es ist kein Zufall, dass der heilige Johannes den Teufel den Vater der *Lüge* nennt (Joh 8,44): Die Waffe des großen Feindes Gottes und des Menschen ist seit jeher die Täuschung, das Trugbild, die Lüge. Wo liegt hier nun der Kern der Täuschung? Damit komme ich zum dritten Punkt.

3. Die Wurzel des Unbehagens: der *Selfmademan* und das Vergessen von Gott *alles in allem*

Der Irrtum, sagte Chesterton, ist eine verrückt gewordene Wahrheit. Das heißt, er ist eine Halbwahrheit, ein Teil der Wahrheit, der verabsolutiert wird, als ob er alles wäre. Es ist kein Zufall, dass das italienische Wort für Teufel *derjenige, der spaltet*, bedeutet (*diavolo* von *diaballo* = spalten). Der Teufel spaltet bzw. trennt viele Dinge: den Menschen von Gott, die Ehefrau vom Ehemann, den Freund vom Freund, usw. Aber davor – man muss nur den Bericht über den Sündenfall in Gen 3,1-7 aufmerksam lesen, um das zu erkennen – ist er ein *Spalter* in dem Sinne, dass er uns dazu anstiftet, *die Teile* der Gesamtwahrheit voneinander zu trennen, indem er uns dazu bringt, einen Teil zu übersteigern und andere zu *vergessen*. Das ist Götzendienst. Götzendienst ist nicht nur die Verehrung von Statuen und goldenen Kälbern.¹³ Vielmehr ist es auch und vor allem

¹³ Beachtet, dass laut der Bibel das Merkmal des Götzen darin besteht, dass er von den Händen derer gemacht wird, die ihn anbeten: „Sie machten am Horeb ein Kalb und warfen sich nieder vor dem Gussbild. Die Herrlichkeit Gottes tauschten sie ein gegen das Abbild eines Stieres, der Gras frisst.“ (Ps 106,19-20). Das gilt nicht nur für das Götzenbild im eigentlichen Sinne (Statue, Bild usw.), sondern auch für jede andere Form der Abgötterei, z. B. für eine geliebte Frau, einen Sänger, einen politischen Führer usw. In all diesen Beispielen haben wir es zwar mit einer metaphorischen oder geistigen „Erfindung“ zu tun. Es handelt sich jedoch immer um eine „Erfindung“, denn wenn ich eine bestimmte Person oder Sache mit meinem

die Vergrößerung eines Teils, eines Teils, der glänzt und das Auge anzieht und den man schließlich willentlich mit dem Ganzen identifiziert.

Was ist nun der übersteigerte Teil der Wahrheit in unserem Fall? Dieser: Es stimmt nämlich, dass der Mensch dazu bestimmt ist, die Wirklichkeit zu beeinflussen und sie mit den eigenen Werken zu verbessern. Es stimmt, dass der Mensch sich nicht selbst verwirklichen kann, dass er nicht – um ein biblisches Wort zu verwenden – zu der „Herrlichkeit“ aufsteigen kann, für die er geschaffen wurde, das heißt zu seiner vollen Größe, wenn er sich nicht dafür einsetzt, wenn er nicht daran arbeitet, die Wirklichkeit zu verbessern, indem er seine ganze Genialität und Kreativität einsetzt. Don Giussani zitierte gerne Psalm 8, um diesen Gedanken zu erklären:

*Seh ich deine Himmel, die Werke deiner Finger,
Mond und Sterne, die du befestigt:
Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst,
des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?
Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott,
du hast ihn gekrönt mit Pracht und Herrlichkeit
Du hast ihn als Herrscher eingesetzt
über die Werke deiner Hände,
alles hast du gelegt unter seine Füße:*

Was ist der Mensch? Ein Staubkorn, er scheint wie ein Staubkorn zu sein. Und doch ist dieses Staubkorn „mit Herrlichkeit gekrönt“ – sagt der Psalmist. Warum? „Du hast ihn als Herrscher eingesetzt über die Werke deiner Hände“. Dieses Staubkorn ist dazu berufen, mit dem Schöpfer des Himmels und der Erde zusammenzuarbeiten, um die Wirklichkeit der Welt ihrer Bestimmung zuzuführen, er ist dazu berufen – mit den Worten des großartigen Schriftstellers Tolkien ausgedrückt –, Mitschöpfer (Unterschöpfer) zu sein. Tolkien selbst glaubte so fest an diese Berufung, dass er mit dem Material, das ihm die „Primärwelt“ lieferte, so weit ging, eine ganze

Gott identifiziere, bin ich immer der Urheber der Verwandlung dieser nicht-göttlichen Sache oder Person in Göttlichkeit.

„Sekundärwelt“ zu erschaffen, deren Schönheit Millionen von Lesern fasziniert hat und weiterhin fasziniert. Gibt es eine größere Berufung als diese? Der Bericht über die Erschaffung Adams in Genesis 2 sagt dies auf symbolische Weise, wenn es heißt, dass zuerst *der Herr* den Garten Eden pflanzt (Gen 2,8) und dann den Menschen auffordert, „ihn zu hüten und zu bebauen“ (Gen 2,15). Als ob man sagen wollte: Der erste Arbeiter, der erste Gärtner, der erste „Bauer“ ist nicht Adam, sondern der Herr. Das bedeutet aber umgekehrt: Die Landwirtschaft, also die Bebauung des Bodens, ist keine Aufgabe für Sklaven, wie die Babylonier, Israels kulturell mächtigste Feinde, dachten¹⁴. Im Gegenteil: Sie ist die ehrenvollste aller Aufgaben, denn es bedeutet, den Herrn der Herren, den Schöpfer von Himmel und Erde, nachzuahmen.

Aber hier kommt der Haken: Wenn ich von einem *Mitschöpfer* spreche, oder von einem *Unterschöpfer*, um bei dem von Tolkien verwendeten Begriff zu bleiben, bedeutet das, dass der Mensch dazu aufgerufen ist, ein Land zu bebauen, das er nicht selbst geschaffen hat, sondern das ihm von einem Anderen übergeben wurde. Ich kann nichts „mit Nichts“ und „aus dem Nichts“ schaffen. Meine Arbeit wird immer auf etwas aufbauen, das ich nicht gemacht habe – angefangen bei diesem Etwas, das mein eigenes Ich ist, wie Don Giuss uns immer gesagt hat: „Ich schaffe mich nicht selbst“, obwohl es sicherlich wahr ist, dass es von mir abhängt, mich jeden Tag zu bessern, ein besserer Mensch zu sein.

„Warum ist es also wichtig, sich das präsent zu halten? Warum ist es wichtig, *dies im Gedächtnis zu halten*, um die wunderschöne Formulierung von Don Giussani zu benutzen? (Ich sage wunderschön, weil der Ausdruck „im Gedächtnis halten“ besagt, dass allein das Nicht-Vergessen schon eine Handlung ist, etwas, das man tun

¹⁴ Auch in den babylonischen Mythen werden die Menschen von den Göttern eingesetzt, um das Land zu bebauen. Aber dort sind sie Sklaven, die die „schmutzige“ Arbeit machen, die die Götter nicht machen wollen. In der Bibel hingegen ist alles umgekehrt. Gott pflanzt den Garten und gibt ihn dem Menschen, damit er ihn genießen kann. Das Paradoxe daran ist, dass ein Teil dieses „Genusses“ gerade darin besteht, dass der Mensch dazu aufgerufen ist, mit dem Schöpfer zusammenzuarbeiten, um die Welt zu einem immer schöneren Garten zu machen. Erlaubt mir, in diesem Zusammenhang auf ein Werk hinzuweisen: P. PROSPERI, *Sulla caduta degli angeli. Indagine sulle origini del male*, Marcialum Press, Roma 2023, S. 166-168.

muss. Ja, es ist die wichtigste Arbeit überhaupt. Was zeichnet denn den aus, der hier zu meiner Rechten sitzt? Dass er ein Unternehmensberater ist? Nein, vor allem, dass er ein *Memor Domini* ist, einer, der den Herrn im Gedächtnis hält!). Das ist aus mehreren Gründen wichtig, aber einen hebe ich hier besonders hervor: Denn dieser Sache zu *gedenken*, also im Gedächtnis zu bewahren (die Tatsache, dass das, was ich in meinen Händen halte, mir von einem Anderen anvertraut wurde), nimmt mir und meinem Handeln nicht die „Ehre“, das heißt das „Gewicht, die Bedeutung“¹⁵ weg. Genau dies lässt mich vielmehr erkennen, wie groß diese „Herrlichkeit“ ist. Denn das, was meiner Handlung unendliches Gewicht verleiht, kann nicht das sein, *was ich tue oder wie viel ich schaffe*, denn das, was ich tue, ist immer endlich. Selbst wenn ich Novak Djokovic wäre und den 22. Grand-Slams-Titel gewinnen würde, ist das immer noch eine endliche Zahl (denn dann könnte jemand anderer 27 Titel gewinnen, und ich verfallte danach in Depression!). Was ich tue, ist immer begrenzt. Aber mich dürstet es nach Unendlichkeit, nach unendlicher Herrlichkeit! Daher kommt das Tun bar jeglicher Genugtuung, das wir so gut kennen: „Das Subjekt“, schreibt Han weiter, „verschleißt sich in einem immer schneller sich um sich selbst drehenden *Hamsterrad*“.¹⁶ Gibt es also etwas, das meine Handlungen von der Endlichkeit erlösen kann, gibt es etwas, das meinen Handlungen einen wirklich unendlichen Wert verleihen kann? Ja, das gibt es, wie diejenigen von uns wissen, die es erlebt haben und erleben: Das, was den *Geschmack* des Unendlichen in eine Handlung einführt (jede Handlung, selbst die bescheidenste und kleinste), ist die Tatsache, dass man sie als liebende Antwort auf die Stimme des Unendlichen lebt, der mich zu dieser Handlung aufruft. Einfach gesagt: das *Gedächtnis an Gott* zu leben. Nun, glaube ich, liegt an der Wurzel dessen, was wir das *Leistungs-subjekt* genannt haben, das genaue Gegenteil dieses Gedächtnisses, nämlich das „*Vergessen von Gott alles in allem*“ – um den kraftvollen Ausdruck des Seminars der Gemeinschaft zu verwenden, über

¹⁵ Im Hebräischen heißt Herrlichkeit *kabod*, was „Gewicht“ bedeutet (wie wenn man sagt: das ist eine Person von „Gewicht“, d.h. deren Anwesenheit und Rede „wiegt“).

¹⁶ BYUNG CHUL HAN, *Müdigkeitsgesellschaft*, a.a.O., S. 57; Kursivschrift von mir.

den wir gerade arbeiten. Das Schlüsselwort ist hier genau das Wort *Vergessen*, denn es beschreibt eben die Dynamik einer Verneinung, die nicht theoretisch ist, sondern praktisch, existentiell. Beachtet, dass das Vergessen laut der Bibel die erste aller Sünden ist (der Antwortpsalm des gestrigen Gottesdienstes sagte es immer wieder): der „Vater aller Sünden“, könnte man sagen. Was bedeutet es eigentlich, zu vergessen? Es bedeutet nicht zu vergessen, dass eine Sache wahr ist, sondern *nicht daran zu denken, sie nicht zu beachten, also so zu leben, als ob sie nicht existieren würde*. So kann ich jeden Sonntag und sogar an Wochentagen zur Messe gehen und trotzdem so leben, *als gäbe es Gott nicht*, das heißt, als läge mein ganzer Bestand, das heißt, meine Herrlichkeit, mein *Pondus*, das, was mir *einen* „*Namen*“ *verleiht, nur* in dem, was ich getan habe, tue und tun werde – und nicht *auch* in dem, was ich *vor* meinem Tun bin. Was bin ich vor meinem Tun? Ich bin das „Ergebnis“ eines fortwährenden, Wahlakts der Liebe – *fortwährend*, denn es ist nicht so, dass ich mein Sein vor 48 Jahren erhalten habe und jetzt alleine weitermache, bis die Batterie leer ist. Nein, ich werde *ständig* von einem Anderen „aus dem Nichts gezogen“, der mich schafft, der mir das Sein gibt. Nun, *Gott alles in allem* zu vergessen, bedeutet existenziell gesprochen: So zu leben, als wäre ich es, der mich macht (der *Self-mademan*), und nicht „Du-der-du-mich-machst“. Und die Ironie dabei ist, dass die Gegenleistung dieses Vergessens der Verlust des *Geschmacks am Tun, der Freude am Tun* ist.

Welche Folgen dieses „Verlustes des Geschmacks“ hat, wissen wir nur zu gut: Unsicherheit, Leistungsstress, Konkurrenz, Neid, Eifersucht (Dinge, die wir verabscheuen, die aber da sind), Unfähigkeit, sich über den Erfolg anderer zu freuen (d.h. echter Nächstenliebe gegenüber anderen); ein Narzissmus, der wie ein Krebsgeschwür nicht nur unsere Beziehung zur Arbeit zerfrisst, sondern auch zu anderen (was noch schlimmer ist). Denn, wenn mein „Bestand“ oder meine „Herrlichkeit“ *in meiner Leistung* liegen, dann brauche ich ständig jemanden, der mir Beifall zollt und meine Leistung anerkennt, der mir sagt: „Du bist toll! (passiert das nicht auch allzu oft in den Beziehungen unter uns?). Die anderen werden, wie im Narziss-Mythos, zu Spiegeln, in denen du dich ständig betrachten

musst, um die Bestätigung zu finden, dass du etwas wert bist. Beziehungen verderben von innen heraus, man nutzt den anderen unabsichtlich aus, ja sogar gegen seinen eigenen Willen. Denn man möchte sich ganz umsonst, rein, in aufrichtiger und ungeschuldeter Weise leidenschaftlich für das Wohl anderer einsetzen, und stattdessen findet man an sich selbst dieses ‚verdammte‘ Bedürfnis nach Selbstbestätigung durch andere, das sich subtil in alle Beziehungen einschleicht und sie verdammt politisch macht, sie trübt und zweiseitig werden lässt. „Ich elender Mensch! – möchte man mit dem heiligen Paulus ausrufen – Wer wird mich aus diesem dem Tod verfallenen Leib erretten? Wer wird mich erlösen von diesem Leib des Todes? Dank aber sei Gott durch Jesus Christus, unseren Herrn!“ (Röm 7,24-25).

4. Und wir sahen seine Herrlichkeit: Christus, der Weg, die Wahrheit und das Leben

Jeder (auch jemand, der keine Begegnung wie die unsere im Leben gemacht hat) kann erahnen, vielleicht *noch konfus*, aber dennoch kann jeder erahnen, dass diese Lebensweise nicht das Leben ist, für das das Herz geschaffen wurde. Das Herz will etwas anderes: „Ein jeder fühlt ein unbestimmtes Gutes, in dem die Seele sich zu ruhen sehnet“¹⁷: *in dem sich die Seele zu ruhen sehnet*, das heißt, Ruhe, Frieden, wahre Freiheit findet. Jeder fühlt ein *unbestimmtes* Gutes, er weiß, dass er für eine „*Herrlichkeit*“ geschaffen ist, die sich von der Art von Herrlichkeit unterscheidet, zu der uns die Leistungsgesellschaft drängt – in der Arbeit, in Beziehungen, vielleicht sogar in der Bewegung (!), durch das Streben nach Rollen und Ehrungen. Welche Herrlichkeit? Die Frage aller Fragen: Was ist die *Herrlichkeit*, die das Herz wirklich begehrt? Die Antwort ist einfach, obwohl man, wie Péguy sagt, „eine große Gnade empfangen haben muss“, damit sie nicht abstrakt klingt: es ist jene Herrlichkeit, die Johannes und Andreas, Simon Petrus und all die anderen fleischlich im Menschen Jesus leuchten sahen:

¹⁷ DANTE ALIGHIERI, *Purgatorio*, XVII, vv. 127-128. Ital: “Ciascun confusamente un bene apprende, nel qual si cheti l’animo e disira.”

Wir haben seine Herrlichkeit geschaut, die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit. (Joh 1,14c-d)

Im Menschen Jesus von Nazareth ist das wahre *Leben*, die *wahre Herrlichkeit*, das Leben und die Herrlichkeit, nach denen sich unser Herz immer gesehnt hat, die wir aber aus eigener Kraft nicht nur nicht erreichen könnten, sondern uns nicht einmal vorstellen könnten, wenn sie nicht vor uns erschienen wäre, so wie sie vor den Augen von Johannes, Simon Petrus und seinem Bruder Andreas erschienen ist.

Versuchen wir Mal, etwas über diese Herrlichkeit zu sagen. Natürlich stotternd, aber wir müssen es versuchen [denn letztlich gibt es nur zwei Dinge – wie Don Giussani einmal sagte –, über die es sich wirklich zu reden lohnt: den Sinn des Lebens und den Weg dorthin, das Ziel und den Weg].¹⁸ Und Christus, wie wir im neuen Kapitel des Seminars der Gemeinschaft gelesen haben, der Mensch Jesus Christus ist beides: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6).

„Ich bin das Leben“ bedeutet: „Ich bin das Ziel, der Zweck“, denn der Zweck, für den du gemacht bist, besteht darin, mehr und mehr in mein Leben einzutreten, das heißt, in meine Mentalität, in *meine Sichtweise* auf die Frau, auf die Arbeit, auf alles. Das ist der Zweck, das Ziel, sonst bleibt Christus, bleibt die Vertrautheit mit Christus ein schönes Luftschloss, und es bleibt unklar, was sie genau beinhaltet“.¹⁹ Aber Christus sagt auch: „Ich bin der Weg.“ Ich bin der

¹⁸ „Ideal über das Leben zu sprechen bedeutet, den Zweck des Lebens und den Weg dorthin zu erkennen, der keineswegs von irgendjemandem gedacht oder erdacht werden kann, sondern gegeben ist.“ (L. GIUSSANI, *L'io, il potere, le opere*, Marietti 1820, Genua 2000, S. 61).

¹⁹ „Der Glaube öffnet uns für eine ‚andersartige Mentalität‘, anders als jene, in die wir jeden Morgen eintauchen, wenn wir aufstehen und aus dem Haus gehen (aber auch, wenn wir zu Hause bleiben), eine andersartige Mentalität (die Mentalität ist nämlich der *Gesichtspunkt*, von dem der Mensch bei allen seinen Handlungen ausgeht). (...) Zuerst prägt dieses Nachahmen Christi (...) das Leben des Menschen in Gestalt einer neuen Mentalität, eines neuen Bewusstseins, das auf kein staatliches Gesetz und auf keinen gesellschaftlichen Usus zurückzuführen ist. Dieses neue Bewusstsein zeigt sich als Quelle und Wiederhall einer authentischen Beziehung mit der Wirklichkeit, in allen Details, die die Existenz ausmachen.“ (L. GIUSSANI, *Sein Leben hingeben*, a.a.O., S. 112-113).

Weg, denn nur wenn du auf mich schaust, mir folgst und bei mir *bleibst*, kannst du in mein Leben eintreten. So war es auch für die ersten: „und *sie blieben bei ihm* den ganzen Tag“ (vgl. Joh 1,39). So ist es auch für uns. Und so müssen wir uns gegenseitig helfen, Christus ins Angesicht zu schauen. Dafür sind wir zusammen.

Versuchen wir also, uns zum zigsten Mal in den ersten Menschen hineinzusetzen, die Ihm begegnet sind, in Johannes und Andreas, so wie Don Giussani es uns gelehrt hat. Wie oft hat Don Giussani uns eingeladen, uns vorzustellen, was an diesem berühmten ersten Nachmittag geschah, den Johannes und Andreas mit Ihm verbrachten, als sie dorthin gingen und sahen, „*wo Er wohnte*“ (Joh 1,39). Erlaubt mir, eine Abwandlung von Don Giussanis Bericht zu wagen. Stellen wir uns vor, dass sie ihn nicht nur „reden sahen“. Stellen wir uns vor, dass Jesus ihnen auch die Werkstatt gezeigt hat, in der er in seiner frühen Jugend so viele Stunden, Tage und manchmal sogar Nächte verbracht hatte, um gemeinsam mit Josef Stühle, Tische, Pflüge und so weiter zu schnitzen. Nun gut, es ist in der Tat unwahrscheinlich, dass er dies an diesem Nachmittag tat (auch weil es angesichts der Entfernung ebenso unwahrscheinlich ist, dass das Haus, zu dem er sie an diesem Tag brachte, das Haus in Nazareth war). Aber stellen wir uns vor, er hätte es ein anderes Mal getan, später, als Johannes und Andreas bereits seine Jünger waren und er bereits begonnen hatte, Wunder zu wirken und ein berühmter Mensch war, der von Menschenmengen gesucht und verehrt wurde. Stellt euch das Erstaunen, ja die Verwirrung von Johannes vor, der der nachdenklichste und tiefgründigste unter den Jüngern war, als er sieht, mit welcher großen Sorgfalt und Geduld der Meister einen ganzen Tag damit verbringt, einen Stuhl zu schnitzen – einen *einzigsten Stuhl* (!) –, den er für irgendjemanden anfertigen will, während draußen eine Menschenmenge von Tausenden darauf wartet, eines seiner Wunder zu sehen. „Aber wieso denn, alle suchen nach dir!“ Stattdessen steht er da und schnitzt, schnitzt, schnitzt... Stellen wir uns vor, wie Johannes sich umschaute, die Werkzeuge eins nach dem anderen betrachtete und wie in einem Flashback all die Jahre vor sich sah, die Jesus dort in der Anonymität verbracht hatte, um Tische zu hobeln – er, der mit einem Fingerschnippen die Massen

ernähren konnte, er, der mit der Anziehungskraft seiner Stimme die ganze Welt verzaubern konnte. Warum?

Johannes verstand es nicht. Er verstand es nicht in jenem Augenblick. Er verstand es später, viele Jahre später mit Hilfe des Heiligen Geistes (vgl. Joh 16,12-15), denn ohne die Hilfe des Geistes (das mag nebensächlich erscheinen, ist es aber gar nicht) versteht man nichts von Christus. Und tatsächlich hat Don Giussani uns immer gesagt, dass es kein Gebet, kein wichtigeres Stoßgebet für uns gibt als dieses: *veni Sancte Spiritus, veni per Mariam*. Nichts ist wichtiger, als den Heiligen Geist anzurufen, denn ohne seine Hilfe kommt man nicht zum Kern der Sache, man bleibt immer am Anfang und will immer das Gleiche bekommen, wie Kinder, die sturköpfig ihr Pausenbrot haben wollen, auch wenn sie das beste und leckerste Steak der Welt direkt vor der Nase haben. Was hat Johannes nun *später* verstanden? Er verstand, dass die Herrlichkeit, die Jesus suchte, nicht wie die Herrlichkeit war, die die Pharisäer und Schriftgelehrten suchten. Es war eine andere Herrlichkeit.

Um welche Herrlichkeit handelte es sich? „Und wir haben *seine* Herrlichkeit geschaut – *die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater*“: Es war die Herrlichkeit des Sohnes, die Herrlichkeit dessen, für den alle Ehre, alles Rühmen, alle Genugtuung darin lag, auf seinen Vater zu antworten, sich Augenblick für Augenblick der Aufgabe zu widmen, die der Vater ihm gab, ob es nun darum ging, 5.000 Menschen zu speisen oder einen Tisch für Herrn X zu machen. Wie schön ist in diesem Sinne der Anfang des Vaterunsers! „Wenn ihr betet, sagt: *Vater unser im Himmel*““. *Der du im Himmel bist*. Warum *im Himmel*? Weil der Himmel unendliche Weite bedeutet und gleichzeitig Licht ist, die Quelle des Lichts, das die Dinge erhellt. Ich weiß nicht, ob ihr schon einmal in Palästina wart und gesehen habt, wie man die Silhouetten der Menschen sieht, wenn man in der Wüste ist und die Unermesslichkeit des Himmels am Horizont sieht. „*Vater unser im Himmel* bedeutet also“: Vater, du bist der Horizont, der alles mit Unendlichkeit und Licht umhüllt, das Gesicht der Magdalena sowie dasjenige des Aussätzigen, die hungrige Menge sowie das Holz des Tisches für Herrn X.

In seinen Augen war alles groß, alles. Sogar – eigentlich das erst recht – die verborgenste, demütigste, ja sogar demütigende Aufgabe. Warum? Weil „je verborgener, desto mehr Liebe“²⁰ – schrieb Don Giussani in einem seiner kraftvollen Jugendbriefe an Angelo Majo. Denn genau eine solche Aufgabe ermöglichte ihm, umso mehr „seine Herrlichkeit als Sohn“ auszuströmen, das heißt zu zeigen, *wie sehr er ein Sohn war, wie sehr er den Vater liebte*. Gleichzeitig zeigte er somit das *Ausmaß* der Nächstenliebe, das heißt der Leidenschaft für das Wohl jedes einzelnen Menschen, die aus dem inneren Frieden seiner Sohnschaft hervorbrach. „Komm schon, Herr, tu ein schönes Wunder vor aller Augen, damit die Welt glaubt!“ (vgl. Joh 7,4!). Aber nein: Heute gibt es keine Wunder. An diesem Tag schnitzt er. Warum schnitzt er heute? Damit auch Herr X weiß, dass er so viel wert ist wie die 5.000 Menschen, damit Herr X weiß, dass er Gold wert ist.

Um ehrlich zu sein, war auch seine Art, Wunder zu tun, oft seltsam. Wie damals, als er in Kana in Galiläa Wasser in Wein verwandelte, sein erstes „großes“ Zeichen. Das Wunder, mit dem er, so berichtet Johannes, zum ersten Mal „*seine Herrlichkeit*“ offenbarte (Joh 2,11). Schade, dass selbst unter den Anwesenden auf dem Fest nur wenige wussten, was er getan hatte, wenn es stimmt, dass derjenige, der das Lob des Tischherrn dafür einheimst, dass er einen so köstlichen Wein bereitgestellt hat, der Bräutigam ist und nicht er!²¹ Eine

²⁰ „Die Liebe ist nur in der Handlung enthalten, die wir ausführen: in jeder Handlung; und je stiller und begrenzter gegenüber dem ungestümen und offenerzigen Wunsch des Herzens, desto mehr 'Liebe' sie ist.“ (L. GIUSSANI, *Lettere di fede e di amicizia ad Angelo Majo*, San Paolo, Cinisello Balsamo-Mi 2007, S. 38). In einem früheren Brief hatte der junge Giussani bereits auf demselben Gedanken bestanden und ihn auf seine Studien angewandt: „Und nun kehre ich zu meinen Büchern zurück: und ich denke, dass ich vom März bis heute [...] über meine Bücher gebeugt bin, mit einer Intensität des Studiums, die dem so anspruchsvollen Abitur im Altsprachlichen Gymnasium vollkommen ähnlich ist. Bin ich müde? Diese Einschränkung, diese Einsamkeit, dieser stille und ermüdende Verzicht auf die lebendige Offenherzigkeit der ungestümen Zuneigung, die sich in meinem Herzen entlädt, ist in der Tat ein großes Opfer. Ich würde es mein ganzes Leben lang tun. Eben weil es ein reines Opfer ist, ein akutes Opfer, ein stilles und unbekanntes Opfer“ (*ebd.*, S. 32-33).

²¹ „Dieser kostete das Wasser, das zu Wein geworden war. Er wusste nicht, woher der Wein kam; die Diener aber, die das Wasser geschöpft hatten, wussten es. Da ließ er den Bräutigam rufen und sagte zu ihm: ‚Jeder setzt zuerst den guten Wein vor und erst, wenn die Gäste zu viel getrunken haben, den weniger guten. Du jedoch hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt.‘“ (Joh 2,9-10).

seltsame Art „seine Herrlichkeit zu offenbaren“... So seltsam, dass man sich fragt: Was für eine Herrlichkeit ist das? „Seine Herrlichkeit, (...) voll Gnade und Wahrheit“ (Joh 1,14b). Eine andere Herrlichkeit als die, die die Menschen suchen, das ist wahr. Doch letztendlich ist sie die einzige Herrlichkeit, die wirklich „voll Gnade und Wahrheit“ ist, die einzige Herrlichkeit, die wirklich dem Herzen entspricht, unserem Herzen.

Für welche Herrlichkeit ist der Mensch geschaffen? Gemäß der Bibel wissen wir, dass die Antwort lautet: um Gott gleich zu werden, um Gott ähnlich zu sein (Gen 1,27). Aber was bedeutet es, Gott ähnlich zu sein? Das ist die eigentliche Frage. Wäre Christus nicht gekommen, hätten wir tatsächlich nur eine sehr vage Vorstellung davon, was das bedeutet. Ganz einfach aus dem Grund, weil „Gott niemand je gesehen hat“ (Johannes 1,18): „Niemand hat Gott je gesehen“, schreibt Johannes am Ende des Prologs seines Evangeliums. Niemand außer ihm, dem Menschen Jesus: „Der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht.“ (Joh 1,18) – er hat Gott gesehen, er kennt ihn, und deshalb handelt er als Mensch so, wie er eben handelt: um diesen Gott, den er gesehen hat, nachzuahmen, um in jeder seiner Gesten, in jeder seiner Handlungen die Herrlichkeit dieses Gottes widerzuspiegeln, den nur Er gesehen hat. Und wie ist dieser Gott? Was weiß nur Er letztendlich über Gott, während die Pharisäer, die die ganze Heilige Schrift auswendig kennen, nicht wissen? Dass Gott Nächstenliebe ist, *Deus caritas* est, sagt der heilige Johannes.²² Gott ist *reine Selbsthingabe*, übersetzt Don Giussani.²³ Was Jesus weiß und was die Pharisäer und Schriftgelehrten nicht wissen, ist, dass die Herrlichkeit des wahren Gottes, die Herrlichkeit eines Gottes ist, dessen Freude, dessen Leben in nichts anderem besteht, als alles Eigene, seine ganze Substanz einem Anderen, dem Sohn zu geben. Gott ist Nächstenliebe, totale

²² „Welche Erklärung gibt es für die Natur Gottes, wie wurde sie uns von Ihm erklärt, jenseits aller Vorstellungen, welche uns die Philosophien des Menschen haben konstruieren können? Eine Quelle des Seins, die sich vollkommen hingibt. Und so wird der Sohn gezeugt, und aus dieser Beziehung quillt eine Energie voller Liebe und Ergriffenheit hervor, ganz wie die ihre, die der Heilige Geist ist. Und in der Tat sagt der heilige Johannes, das Gott die Liebe sei, *Deus caritas est.*“ (L. GIUSSANI, *Kann man so leben?*, EOS Sankt Ottilien 2010, S. 259).

²³ Vgl. L. GIUSSANI, *Kann man so leben*, a.a.O., S. 260-263.

Selbsthingabe. Woran hat der Vater Freude? Die Freude des Vaters besteht darin, dem Sohn alles zu geben, was *ihm gehört*. Das ist es, was Jesus weiß und was seine Widersacher nicht wissen.

An dieser Stelle könnte man einwenden: Aber welchen Unterschied macht es für mich, zu wissen oder nicht zu wissen, „wie Gott ist“? Es verändert alles! Weil wir, wie wir schon gesagt haben, alle danach streben, „wie Gott zu sein“. Da ist nichts zu machen. Nicht nur die Pharisäer und Schriftgelehrten, sondern auch wir streben danach. Ob wir uns dessen bewusst sind oder nicht, wir alle wünschen uns das. Ist das falsch? Nein, es ist nicht falsch. Gott hat uns so geschaffen: „Lasst uns Menschen machen als unser Bild, uns ähnlich!“ (Gen 1,26), heißt es in der Genesis. Das Problem ist also ein anderes. Das Problem ist, dass es ohne Christus, ohne die Gnade der Begegnung mit Ihm, wäre es unmöglich zu verstehen, was es bedeutet, „wie Gott zu sein“. Und das ist so, wie wir gesagt haben, weil wir Gott nicht kennen! Jesus hingegen kennt Ihn, wie Er in den spannungsgeladenen Dialogen mit den Pharisäern, die wir in diesen Tagen im Gottesdienst lesen, immer wieder betont: „Ich aber kenne ihn, und wenn ich sagen würde: Ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner wie ihr. Aber ich kenne ihn und halte an seinem Wort fest.“ (Joh 8,55). „Ich kenne ihn, glaubt mir, ich kenne ihn! Und darum handle ich so, wie ich handle, gehe ich dorthin, wohin ich gehe, tue ich, was ich tue“. Weil Jesus den Vater kennt, strebt er nach eben jener Herrlichkeit. Welche Herrlichkeit? Die Herrlichkeit, die er im Dienst an den anderen erfährt, in der vollkommenen Selbsthingabe, damit Johannes lebt, damit Simon lebt, damit Andreas lebt, so wie der Vater seine Herrlichkeit darin erfährt, Ihn zu erzeugen, Ihn zu lieben: „Wie mich der Vater geliebt hat, so habe auch ich euch geliebt.“ (Joh 19,9a).

Meiner Meinung nach befindet sich keine Szene in allen Evangelien, in der all dies kraftvoller und ergreifender zum Ausdruck kommt (nicht in Worten, wohlgemerkt, nicht in Worten, sondern in einer Geste, einer Handlung) als in der Szene der Fußwaschung, von der im 13. Kapitel des Johannesevangeliums die Rede ist. Lasst uns also zum Schluss gemeinsam diese Szene betrachten, die wahrhaftig das beste Bild des neuen Verständnisses von Arbeit ist, ja des neuen

Geschmacks am Handeln ist, den Christus in die Welt gebracht hat und der sich wie durch Osmose nach und nach auch auf uns überträgt, wenn wir die Einfachheit haben, bei Ihm zu bleiben, mit Ihm verbunden zu bleiben, in unserer Weggemeinschaft gegenwärtig zu sein:

Es fand ein Mahl statt [Während sie aßen] (...). Jesus, der wusste, dass ihm der Vater alles in die Hand gegeben hatte und dass er von Gott gekommen war und zu Gott zurückkehrte, stand vom Mahl auf, legte sein Gewand ab und umgürtete sich mit einem Leinentuch. Dann goss er Wasser in eine Schüssel und begann, den Jüngern die Füße zu waschen und mit dem Leinentuch abzutrocknen, mit dem er umgürtet war.

Nur ein paar kurze Bemerkungen, die diese wenigen, aber großartigen Zeilen kommentieren. Die Erste: „*Während sie aßen*“: Bei Johannes steckt das Größte immer in den Details, den scheinbar nebensächlichen Kleinigkeiten. So auch hier: Nicht *vor* oder *nach* dem *Abendmahl* steht Jesus auf, um die Füße zu waschen, sondern *während* des Abendmahls – was absurd und unsinnig erscheint. Warum denn das? Warum stehst du während des Essens auf, um den deinen die Füße zu waschen? „Ja, ich will es während des Festmahls tun“. Aber warum? Aber klar doch! Um den Seinen zu sagen, dass es für ihn, für den Mann Jesus, eine Freude ist, den Seinen die Füße zu waschen, eine Handlung, die er gerne tut, so wie er gerne einen Becher guten Wein trinkt.

Zweite Bemerkung: *Da er wusste, dass der Vater ihm alles gegeben hatte* (da er wusste, dass die Zeit für ihn gekommen war, seinen rechtmäßigen Thron zu besteigen, da er wusste, dass er dazu bestimmt war, über die ganze Welt zu herrschen) *und dass er von Gott gekommen war und zu Gott zurückkehrte, stand er vom Tisch auf usw. (...).*

„*Da er wusste*“: Hier haben wir einen der seltenen Momente, in denen Johannes uns für einen Augenblick in das menschliche Herz Christi blicken lässt, in das Herz, zu dem er, der geliebte Jünger,

mehr als jeder andere Zugang hatte – ich erinnere übrigens daran, dass Johannes Jesus nicht nur während des Abendmahls am nächsten stand, sondern sein Evangelium auch unter der Inspiration des Heiligen Geistes geschrieben hat, er schwindelt uns also nicht an. Und was erzählt er uns? Dass der Herr an einem bestimmten Punkt während des Abendmahls so sehr von dem Gedanken beherrscht wird, dass Seine Stunde gekommen ist, die Stunde, in der Er das Werk vollenden muss, das der Vater Ihm anvertraut hat, bevor Er zu Ihm zurückkehrt, dass es scheint, als könne Er nicht länger dort sitzen und liegen. Er muss den Seinen sagen, was Er zu tun gedenkt. Mehr noch, mehr noch als sagen, muss Er eine Geste machen, eine Geste, die wie ein Symbol für das ist, was Er im Begriff zu tun ist – sein größtes Werk, das Werk, das ihm Macht über das ganze Universum geben wird, nämlich der Tod am Kreuz (!). Und was ist diese Geste? „Er stand vom Mahl auf“ – stellen wir ihn uns vor, diesen Jesus, aufrechtstehend, sich seiner königlichen Mission bewusst – er stand vom Tisch auf und... und was tut Er? „legte sein Gewand ab und umgürtete sich mit einem Leinentuch ... und begann, seinen Jüngern die Füße zu waschen“. Wie passen das Bild von Jesus, der sich wie ein Herrscher erhebt, der anscheinend im Begriff ist, wer weiß was zu tun, *und* die Geste des Sklaven, die er dann macht, zusammen? Sie passen deshalb zusammen, weil es genau das ist, was es für Jesus bedeutet, „alles in den Händen zu haben“ (vgl. Joh 13,3): seine „ehrwürdigen“ Hände zu benutzen, um den Seinen die Füße zu waschen.

Also: Die christliche Revolution, die Revolution, die Christus nicht nur in die Art und Weise einführt, wie wir die Arbeit als Beruf verstehen, sondern jede Handlung, liegt ganz in diesem Perspektivwechsel, durch den eine Handlung, die in den Augen der Welt demütigend und kränkend erscheint, mit Herrlichkeit, Größe und damit Geschmack erfüllt wird, einem Geschmack, der selbst dem größten beruflichen Erfolg unvergleichlich überlegen ist.

Ich möchte zum Abschluss, sozusagen als krönenden Abschluss, einen Brief vorlesen (ich habe ihn gestern erhalten), den mir ein Freund aus Boston geschickt hat. Sein Name ist Luca und er war an schwerer Leukämie erkrankt, während seine Frau mit ihrem dritten

Kind schwanger war. So beschreibt Luca, was er in der geheimnisvollen Zeit der Krankheit erlebt und gelernt hat: „Ich möchte dir von der Erfahrung erzählen, die ich in den letzten zwei Jahren gemacht habe, seit bei mir im Oktober 2020 akute Leukämie diagnostiziert wurde und ich für eine Chemo und eine Knochenmarktransplantation ins Krankenhaus kam, alles innerhalb von ein paar Monaten, als meine Frau im achten Monat mit unserem dritten Sohn Carlo schwanger war, benannt nach dem seligen Carlo Acutis, der zu meiner Genesung beigetragen hat [er ist übrigens hier in Assisi begraben]. Carlo wurde geboren, als ich in absoluter Isolation war, drei Tage nach der Transplantation. Viele Monate lang war ich geschwächt und nicht in der Lage, irgendetwas zu tun, wie zum Beispiel mit Giovanni, unserem ältesten Sohn, der jetzt neun Jahre alt ist, ein ‚Lego‘ zu bauen. Ich habe mich oft gefragt, welchen Wert ich in diesem Zustand hatte, in einer Welt, in der man nichts ist, wenn man nichts leisten kann. Als ich drei bis vier Monate nach der Transplantation zum ersten Mal einen Fuß in den Garten setzte, konnte ich kaum laufen. Giovanni kam auf mich zu und sagte: ‚Komm, Papa, lass uns Fußball spielen‘. Da wurde mir wieder klar, wer ich bin: Für ihn war ich einfach sein Papa. Er wusste nicht einmal, wie geschwächt und unfähig ich war. Mir wurde klar, dass man den eigenen Wert daran erkennt, wie man von denen angeschaut wird, die dich lieben, und das ist ein Zeichen für Christus, der mich liebt. Nur in der Beziehung mit einer ungeschuldeten Liebe verstehe ich meinen wahren Wert“.